

The Two Prong Crown

Guido van Heulendonk

An extract pp 9-21

Original title De kroon met twee pieken
Publisher De Arbeiderspers, 2024

Translation Dutch into German
Translator Gerd Busse

© Guido van Heulendonk/Gerd Busse/De Arbeiderspers/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

p 9-21

1

Und es begab sich, dass das Jahr 2020 seinem Ende zuing und in den Beilagen die üblichen Listen mit dem besten Buch, dem besten Film oder dem wichtigsten Ereignis des Jahres erschienen.

Nachdem er in der letzten Kategorie vergeblich drei Spitzenreiter ohne Corona gesucht hatte, legte Werner Vrysoone seine Zeitung beiseite und rührte einen zusätzlichen Zuckerwürfel durch seinen Tee.

Es war ein nasser, grauer Nachmittag im Dezember – eine dieser typischen Wetterlagen, bei denen man dachte: Scheiß auf Diabetes. Lass Zucker das Gegenmittel gegen die kommende Dunkelheit sein.

Im Badezimmer sang Mary Jane.

„On a little Street in Singapore.“

Er rekonstruierte den Text aus den erstickten Klängen, die ihn erreichten. Das war leicht – sie sang das Lied oft, er kannte es inzwischen auswendig. Manchmal versuchte er mitzusingen, doch dann machte er sich jedes Mal lächerlich. Die träge, jazzige Melodie war viel zu subtil für seine flämischen Stimmbänder. Dass Bob Dylan mit seiner rauen Reibeisenstimme daraus etwas so Schönes hatte machen können, wunderte ihn immer wieder aufs Neue, wenn er *Fallen Angels* auflegte.

„On a little street in Singapore / We’d meet beside a lotus-covered door / A veil of moonlight on her lonely face.“

Sich in einer kleinen Straße treffen. In Singapur. Neben einer Tür, behängt mit Lotusblüten. Und ein Mondschleier auf ihrem einsamen Gesicht.

Schön. Aber so war es nicht gegangen. Es war ein banaler Umtrunk bei gemeinsamen Freunden gewesen. Zwar auch weit weg, aber nicht in Singapur. Dennoch, jedes Mal, wenn Mary Jane das Lied sang, schien es ihm, als ob sie sich tatsächlich so kennengelernt hätten.

Und Mary Jane kam aus Singapur – das stimmte dann wiederum schon.

Man kann nicht alles haben.

Werner Vrysoone stand auf und ging zum Fenster. Auf dem weit entfernten Ring, viele Stockwerke unter ihm, begann sich der neblige Verkehr zu einer langen, sich dahinwindenden Schlange zu verklumpen, in der Scheinwerfer und Rücklichter wie unzählige Augen auf der Suche nach dem Abend zu sein schienen, der zweifellos ein ebenso mattes Schauspiel bieten würde wie der gestrige

Abend oder der Tag davor oder der davor, von dem er sich schon nicht mehr erinnern konnte, ob es ein Dienstag oder ein Mittwoch gewesen war.

Er trank seinen Tee, stehend, den Blick auf das großstädtische Panorama gerichtet, die Kathedrale, die Kräne des Hafens, über dem – ganz kurz – ein Flugzeug einen letzten Sonnenstrahl einfing, bevor es in einem schwarzen Wolkenkomplex verschwand. Er schätzte sich glücklich, nicht an Bord zu sein.

Er dachte: Nehmen wir an, ich müsste eine Liste aufstellen, was würde ich ganz nach oben setzen?

Bei Büchern und Filmen verfügte er über zu wenig Expertise, fand er. Wichtigstes Ereignis? Er zögerte. Neben ihm stand ein Foto seines Enkels Anton auf dem Schrank: im November zehn geworden. Demnächst beim Cognac an der weihnachtlich gedeckten Tafel würde er sich vielleicht dafür entscheiden. Doch hier war er allein. Er beschwor Schlagzeilen herauf. Kam nicht viel weiter als Covid und die Wahlen in den USA. Bis sich plötzlich – im Windschatten des Gesangs von Mary Jane – ein Tag im Juli meldete. Er wusste nicht mehr genau, welcher, aber es war sicher im Juli gewesen.

„And when the lights are low, and it's time to go ...“

Er nickte seiner Silhouette im Fenster zu und dachte: Ja, nehmen wir das, den Tod von Peter Green.

Die Nachricht hatte Werner Vrysoone wirklich getroffen. Er konnte sich sogar noch, ein wenig über sich selbst verwundert, genau daran erinnern, wo er gewesen war, als es im Radio kam: im Drehstuhl von Ronny, seinem leicht asthmatischen Friseur, der statt eines Mundschutzes einen dieser transparenten Speichelauffangbehälter vor seinen Bart gebunden hatte, von denen Werner gehört hatte, dass ihr Effizienzgrad gegen Virenausstoß gleich null sei. Er war daher auch schon die ganze Zeit über damit beschäftigt gewesen, Ronnys Versuche zum Dialog abzublocken und jeden Anlauf zur Politik, dem Wetter oder der Pandemie sofort mit einem kurzen „Sicher“, „Hm“ oder „Genau“ abzuwürgen, als die Nachrichten mit der Meldung endeten, dass Peter Green gestorben sei. Gründer von Fleetwood Mac, sagte der Nachrichtensprecher, einer der erfolgreichsten Bands der Rockgeschichte. Friedlich entschlafen, nach Angaben der Familie im Alter von dreiundsiebzig Jahren.

„Auch die Augenbrauen?“, fragte Ronny.

Werner schaute im Spiegel auf die bewussten Augenbrauen und sah, sogar ohne Brille, das wilde, grauschwarze Gestrüpp, das über seinen Augen nach allen Richtungen hin wucherte.

„Nein“, sagte er.

Der Haarwuchs älterer Männer legte in bestimmten Zonen manchmal einen Endsput hin, das war allgemein bekannt, und als überzeugter Darwinist ging Werner davon aus, dass es dafür einen evolutionären Grund gab und sich daraus somit ein existentieller Vorteil ziehen ließ. Den wollte er nicht verpassen, auch wenn für ihn unklar blieb, worin dieser Vorteil genau bestand. Außerdem fand er, dass so eine kleine Parzelle Zuwachs einen gewissen Charme habe. Es erinnerte ihn an alte Porträts beispielsweise von frühen amerikanischen Präsidenten: Gesichter voll weiser Strenge und tief in der Geschichte verankerter Autorität.

Ronny, der Kamm und Schere bereits gehoben hatte, schüttelte den Kopf und ließ sein Werkzeug wieder sinken. Und da sagte ein Kunde am Fenster – einer in den Vierzigern, auf dessen Kopf Ronnys Frau gerade eine glänzende Tolle baute –, dass Fleetwood Mac eine wunderbare Gruppe sei. Unsterbliche Musik, sagte er, die sogar seine Kinder liebten.

„Zu Recht“, sagte Mireille und nickte, während sie ihre Handflächen noch mal einschmierte und sie um die Haarsäule legte, die immer höher wuchs. Werner dachte an Töpfer.

„Go Your Own Way“, sagte die Tolle, „Don’t Stop, Second Hand News – wirklich wunderbare Songs.“

Werner zögerte, griff aber nicht ein. Sagte nicht, dass Peter Green mit diesen Songs nichts zu tun hätte. Nichts mit der Mainstream-Popgruppe zu tun habe, zu der Fleetwood Mac verwässert war, nachdem Green die Band verlassen hatte. Dass die genannten Hits ebenso weit von Greens genialer Musik entfernt seien wie André Rieu von Mozart. Dass die ursprünglich britische Mac ebenso viel mit der späteren amerikanischen Version zu tun habe wie Yorkshire Pudding mit Hotdogs.

Er verspürte allerdings einen starken Drang, es zu sagen, eine Art rebellischen Protest fast, der ihn für einen Moment um vierzig Jahre jünger machte, doch er schwieg. Einerseits, weil er keine speichelsprühende Debatte provozieren wollte, andererseits, weil ihn plötzlich eine tiefe Wehmut befiel, sogar ein Hauch von Kummer, was natürlich lächerlich war, aber es ließ sich nicht leugnen. Und als er draußen war, kam auch noch ein Schuldgefühl hinzu, als habe er mit seinem Schweigen Verrat geübt: an sich selbst, aber auch an Green. Als habe er einen alten Freund im Stich gelassen. Conny vielleicht auch. Doch das nahm er fast sofort wieder zurück. Und etwas sagte ihm, dass Conny ihm Recht gegeben hätte.

Er stieg ins Taxi, und noch bevor er seine Maske wieder aufgesetzt hatte, füllten sich seine Augen und – wie es schien – der ganze Wagen mit Tränen.

2. [11. Oktober 1998]

„Liebe Frau Mertens, liebe Klassenkameraden, meine Mutter heißt Conny, Conny Bruynzele. Ihr seht sie auf diesem Dia: ein Foto, das ich noch selbst aufgenommen habe. Sie ist das Thema meiner Präsentation, weil sie am meisten der Hausaufgabe ÖKOLOGIE IN MEINEM LEBEN entspricht. Ich entschuldige mich bei Frau Mertens, dass ich damit von dem abweiche, was ich angegeben hatte: Ich hatte gesagt, über das Wiederaufforstungsprojekt meiner Gemeinde sprechen zu wollen. Als ich mir meine Präsentation gestern Abend aber noch einmal vornahm, wurde mir klar, dass das nicht ginge. Ich würde über meine Mutter sprechen müssen. Vielleicht, weil mich dieses Foto ansah: Es hängt an der Wand in meinem Zimmer. Und dieser neue Wald bei uns ist wunderbar, aber vorläufig nicht mehr als ein grüner Fleck auf der Karte von Walvertinge. So etwas kann in meinem Leben also noch nicht viel bedeuten. Jedenfalls nicht so viel wie meine Mutter, obwohl auch sie nicht da ist. Auch sie ist fehlt, ebenso wie der Wald, der noch gepflanzt werden muss. Es gibt allerdings einen großen Unterschied zwischen ‚noch nicht sein‘ und ‚nicht mehr sein‘. Vorhin in der Englischstunde, haben wir Hamlet gelesen. Vielleicht, dachte ich, muss das hier zum *to be or not to be* hinzugefügt werden: ‚To have been, or still to come – that too is a question‘. Gewesen oder im Kommen. Schließlich leben wir alle zwischen der Erinnerung an das, was vorbei ist, und der Erwartung dessen, was kommen wird. Eingeklemmt in ein hauchdünnes Vakuum, das wir die Gegenwart nennen, las ich neulich. Eine dünne Membran ohne zeitliche Dimension. Jede Erfahrung kommt uns schließlich aus der Zukunft zugeflogen und gleitet, noch während wir sie erleben, in die Vergangenheit hinüber. Und sieh hier unser Leben: eine fortwährende Umsetzung von ‚noch nicht‘ zu ‚nicht mehr‘. Aber ich schweife ab, gerate vielleicht sogar auf Glatteis. Frau Mertens möchte schließlich Quellenangaben – Vertrauenswürdigkeit, Tatsachen. Und ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe. Irgendwo in einem Interview. Vielleicht in der *Humo*. Und eigentlich möchte ich nur sagen: Meine Mutter ist tot. Das ist die wichtigste Tatsache. Quelle: Friedhof Walvertinge, Block D, Reihe 26, Nummer 9. Hätte ich die Zeit gehabt, würde ich ein Dia mit

ihrem Grab als zusätzlichen Beleg hinzugefügt haben. Sie liegt an einer schönen Stelle, neben dem Turm und unter einer Kastanie. Eine Stelle, die ihr sicher gefallen würde, wenn sie sie sehen könnte.

„Meine Mutter ist tot“ – Ich sehe, dass ihr euch erschreckt, obwohl es längst alle wissen. Ich verstehe das: Auch ich habe noch immer Angst vor diesen Worten – nach mehr als einem Jahr. Darum wickele ich sie ein. So, wie man Glasscherben in eine dicke Zeitung wickelt, bevor man sie in den Müllsack stopft. Und deshalb sage ich ‚Vakuum‘, ‚Membran‘ und ‚zeitliche Dimension‘. Vornehme Wörter mit einem dicken Fell. Vielleicht bringt mir das auch einen Extrapunkt ein. Frau Mertens ist Vorsitzende unseres Poesieclubs, es kann nicht schaden, wenn ich mein sprachliches Sonntagskleid anziehe.

Andererseits: Glasscherben gehören nicht in den Müllsack – ökologisch völlig daneben.

Belassen wir es deswegen, so roh das auch klingt, doch mal bei: Meine Mutter ist tot.

Über sie werde ich jetzt sprechen. Wie sie auf einem Berg starb und warum das passierte. Wie sie die Natur über alles liebte. Und mich und ich sie. Das habe ich ihr vielleicht zu wenig erzählt. Mehr noch: Ich habe sie oft das Umgekehrte glauben lassen. Sie oft – um es ökologisch zu sagen – auf die Palme gebracht. Manchmal aus keinem anderen Grund, als dass ich es wollte. Ich fand, und finde, die Umwelt durchaus wichtig. Aber mir machte es Spaß, widerspenstig zu sein. Aus welchen Gründen auch immer. Weigerte mich, ihre vegetarischen Gerichte zu probieren. Verteidigte bei sonntäglichen Tischgesprächen die Atomkraft. Machte Theater, wenn es wieder einmal in die Wanderferien ging, in die Alpen oder so, oder auf die Watteninseln. Sagte dann, dass ich genug Murmeltiere gesehen hätte und so ein Fernrohr meinen Eyeliner ruinieren würde. Obwohl wir auch ziemlich oft Fleisch aßen oder Städtetouren machten. Meine Mutter war überhaupt nicht fanatisch. Ich denke, dass ich einfach eine kleine Bitch war. Oder noch immer bin.

Ich sehe wenig Protest in manchen Gesichtern.

Diese Präsentation ist also ein Versuch, das eine oder andere gutzumachen.

Ich werde die letzte Fotoserie meiner Mutter zeigen. Alles in Maine aufgenommen, ein Staat im äußersten Nordosten der USA, wie ihr auf dieser Karte sehen könnt. Ihre Jugendfreundin lebt in Maine. Esmee, hier ist sie beim vierzehnten Geburtstag meiner Mutter, kurz bevor ihre Eltern nach Amerika gezogen sind. Sie haben immer Kontakt gehalten, meine Mutter und Esmee, schrieben sich Briefe und telefonierten miteinander. Sie haben Pläne gemacht, sich zu besuchen, aber dazu ist es nie gekommen. Bis voriges Jahr. Meine Mutter ist allein abgereist, denn mein Vater leidet unter Flugangst. Ich sehe, dass manche von euch jetzt denken: Das wird wohl nicht der einzige Grund gewesen sein, und auch das verstehe ich. Diese ‚manchen‘ wissen, dass die Beziehung zwischen meinen Eltern ab und zu ‚turbulent‘ war – um ein weiteres Müllsackwort zu benutzen. Trotzdem glaube ich, dass es diesmal tatsächlich seine Flugangst war. Mein Vater ist in seinem ganzen Leben vielleicht zweimal geflogen, für seine Arbeit und weil es nicht anders ging. Den Atlantik zu seinem Vergnügen zu überqueren war ein Gedanke, den er wirklich nicht ertragen konnte. Meine Mutter hat noch gefragt, ob ich nicht Lust hätte mitzukommen, aber ich habe Nein gesagt und dass ich ins Sprachcamp in die Provence wollte. Das fand sie schade, ich habe es in ihren Augen gesehen, obwohl sie sagte, dass ich recht hätte. Ich hätte sagen können, dass ich es auch schade fände, was eigentlich auch so war, aber ich habe es nicht gesagt. Ich sagte etwas wie: ‚Ach, Amerika.‘ Als ob ich die Phase des Nach-Amerika-Wollens längst überwunden hätte. Als ob das Nach-Amerika-Wollen etwas für Leute wäre, die noch nicht wissen, worum es in der Welt wirklich geht. Etwas für Schwächlinge, für kleine Kinder. Das bereue ich jetzt. Aber ich schweife wieder ab. Was ich sagen will, ist: Meine Mutter ist allein abgereist. Hier sieht man sie in New York – sie wollte die Gelegenheit nutzen, die Stadt zu

besichtigen, hier steht sie auf den Treppen des Metropolitan Museum. Vielleicht von einem Passanten fotografiert. Damit hatte sie nie Probleme: Fremde ansprechen, um ein Foto zu machen. Sie war versessen aufs Fotografieren und fand alles der Mühe wert. Ich habe zu Hause eine Nahaufnahme von meiner ersten schmutzigen Windel. Hier sieht man die Tür ihres Hotelzimmers in Manhattan: Nummer 606. Hier ihre gerade bei Macy's am Herald Square gekaufte Handtasche. Die letzte, die sie kaufen sollte. Sie sammelte Handtaschen, was meinen Vater zur Verzweiflung brachte, sie warf nie eine weg. Ein ganzes Regal mit Handtaschen in ihrem Kleiderschrank. Wanderte nach ihrem Tod alles in den Secondhand. In New York hat sie dann das Flugzeug nach Bangor, Maine, genommen, und von dort aus den Bus nach Millinocket, wo Esmee und ihr Mann eine kleine Immobilienfirma haben. Das hier ist das Städtchen auf der Karte: Es liegt ziemlich zentral und bildet das Zugangstor zu verschiedenen Naturschutzgebieten und Wanderrouten, darunter den nördlichen Teil des bekannten Appalachian Trail. Auch wenn man den Mount Katahdin besteigen will, macht man das meist von Millinocket aus. Mount Katahdin, zu sehen auf diesem Dia, ist der höchste Berg Maines, tausendsechshundert Meter hoch, um genau zu sein. Er erhielt seinen Namen von den Penobscot, einem Indianerstamm, der schon seit Tausenden von Jahren in der Gegend lebt. Das Wort bedeutet ‚der größte Berg‘. Der Aufstieg ist sehr beliebt bei Backpackern, wird aber gern mal überschätzt und hat schon mehrere Menschenleben gefordert. Auch meine Mutter und Esmee hatten ihn auf ihrem Programm. Esmee hatte ihn früher schon mal bestiegen. Der spektakulärste Teil ist die Knife Edge, wörtlich: die Messerschneide, ein Abschnitt von knapp zwei Kilometern auf einem Bergkamm, von dem aus es zu beiden Seiten steil hinunter in den Abgrund geht. Hier seht ihr meine Mutter, kurz nachdem sie einen der unteren Gipfel erreicht hatte, von daher die Jubelpose. Es ist das letzte Foto von ihr. Kurz danach schlug das Wetter um, sie kamen vom Weg ab, meine Mutter stolperte und rutschte aus. Esmee hat sie noch einen Moment festhalten können, musste aber loslassen. Und damit war meine Mutter tot. Vielleicht auf der Stelle. Ein Rettungstrupp hat sie am nächsten Morgen gefunden.

Manchmal denke ich: Wäre mein Vater dabei gewesen, hätte er sie bestimmt halten können.

Manchmal denke ich: Wäre ich auch dabei gewesen, hätten wir beide, mein Vater und ich, eine Hand gepackt, und wir hätten sie bestimmt halten können.

Ich bekam den Anruf meines Vaters, während ich meine erste Liebesnacht unter provençalischen Sternen erlebte. Mit einem Werkstudenten aus Saint-Rémy, den ich in unseren Schlaftrakt eingeschmuggelt hatte. Ich sehe am Gesicht von Frau Mertens, dass ich abschweife, aber das ist dann eben so. Als ich morgens das Blut auf meinem Laken sah, schien es wie ein Zeichen. Von meiner Mutter – frische Tropfen, die zwischen den Sternen heruntergefallen waren.

Ich werde jetzt die Fotos zeigen, die sie in Maine gemacht hat, ergänzt um einige, die ich selbst gefunden habe. Es waren zwei Filmrollen in ihrem Gepäck und noch eine in der Kamera, die den Sturz besser überstanden hatte als sie selbst. Ich habe, selbstverständlich, eine Auswahl unter Bezug auf diese Hausarbeit getroffen, das heißt: Ihr werdet die phantastische Fauna Maines sehen und dazu die stumme Botschaft meiner Mutter hören, wie wichtig es ist, dass diese Fauna geschützt wird. Denn auch in Maine muss die Natur gegen mächtige Lobbys aus Industrie und Kapital ankämpfen. Deshalb müsste bei jedem Tier, das nun folgt, eine Sprechblase mit ‚Hilf uns‘ stehen. Aber ehrlich gesagt dachte ich heute Nacht bei jedem Foto, das ich hinzufügt habe: Fuck you. Fickt euch alle. Es ist deine Schuld, dummer Elch, dummer Weißwedelhirsch, Biber, Otter, Fischermarder, dumme Bisamratte, deine Schuld, dumme Drossel und Eule, dummer Schneeschuhhase, Falke und

Fliegenschnäpper, deine Schuld, dummes Erdhörnchen, dummer Luchs und Adler, dass es meine Mutter nicht mehr gibt. Und was mich betrifft, stirbt ihr jetzt auch eben aus, alle, bis zum letzten Härchen und zur letzten Feder. To be or not to be – fuck you!

Ich sagte schon, ich bin eine Bitch.

Aber meine Zeit ist um: Frau Mertens schaut auf ihre Armbanduhr. Und ich habe noch nicht mal angefangen. Also los, auf ins Getümmel. Ihr seht: einen Elch ..., einen Weißwedelhirsch ..., einen Biber ..., einen Otter ..., eine Bisamratte ..., einen Fischermarder ..., eine Drossel ..., einen Schneeschuhhasen ..., eine Eule ..., einen Falken ..., einen Fliegenschnäpper ..., einen Luchs ..., ein Erdhörnchen ..., einen Adler.

Woher ich das alles weiß? Die Tierenzyklopädie meiner Mutter steht noch immer auf ihrem Schreibtisch, und ich habe sie gewissenhaft durchforstet. Ich bin mir also ziemlich sicher – nur das Erdhörnchen könnte auch ein Streifenhörnchen sein.

Ich habe zu jedem Tier auch eine interessante kleine Geschichte gesucht: über das Biotop, das Anpassungsverhalten, über Populationen auf anderen Kontinenten, aber das muss ich euch somit schuldig bleiben.

Ich möchte aber noch diesen Vogel zeigen. Hier sieht man einen Albatros, in freiem Flug über dem Ozean. Das ist mein letztes Dia. Es war nicht auf den Filmrollen meiner Mutter, und das wäre auch kaum möglich gewesen: Albatrosse kommen in Maine kaum vor, obwohl der Gelbnasenalbatros dort schon beobachtet worden ist. Sondern es ist ein Foto von der Beisetzung meiner Mutter. Mein Vater hatte es als Hintergrund zur Musik gewählt, zu der wir nach seinen Abschiedsworten die Trauerhalle verließen. Die Musik war ‚Albatross‘, ein Instrumentalstück von Fleetwood Mac. Fleetwood Mac, in der Tat, ich sehe, dass alle schmunzeln: Wir haben uns auf unserer letzten Klassenfete die Kehlen auf ‚Don’t stop thinking about tomorrow‘ heiser geschrien. Eine phantastische Band, aber nicht die Band von ‚Albatross‘. Das Stück stammt von der alten Fleetwood Mac, einem Haufen langhaariger Londoner aus der Pubertät meines Vaters. Herumgammelnde Hippies, die Blues gespielt haben und die ich schon seit meiner Geburt kenne. Mein Vater hielt/hält sie praktisch für das größte musikalische Geschenk an die Menschheit überhaupt. Dass meine Eltern auf einem ihrer Stücke in ihre bewegte Ehe hineingetanzte sind, fand ich schon immer vielsagend. Aber ich schweife wieder ab. Was ich sagen will, ist: Ich ging mit meiner Blume zur Urne, sah diesen Vogel auf der großen Leinwand, und plötzlich verschwand meine Wut. Denn ja, bei den Abschiedsworten meines Vaters war ich wütend geworden. Dass meine Mutter aus unserem Leben davongeflogen wäre, hatte er gesagt, fort über den Ozean, so wie dieser herrliche Vogel. Und dass er hoffe, dass ihr Geist jetzt genauso hoch, genauso herrlich und genauso befreit von irdischen Zwängen umherschweben würde, für immer, in Schönheit, Vollendung und Glück. Und ich dachte: Du traust dich ja was – du, der du beim Wort ‚fliegen‘ nie etwas anderes getan hast als dir in die Hose zu scheißen: Und jetzt hier einen auf poetisch machen, mit Aufsteigen, Schweben und rosigen Wölkchen. Wieso Loslösung und Entsagung? Majestätisch und himmlisch? Wärest du mit ihr mitgeflogen, dachte ich, über denselben Ozean, hätte sie vielleicht noch gelebt. Wärest du ein Mann gewesen, *ihr* Mann, hätte sie vielleicht noch gelebt. Und würdest hier jetzt nicht stehen und herumheucheln. Aber dann, als ich meine Blume hinlegte und die ersten Takte derselben Gitarre hörte, die ich schon hundertmal zuvor gehört hatte, diesen Wellenschlag aus Bass und Becken, habe ich es mit einem Mal kapiert. Ich kapierte, was mein Vater gesagt hatte, ich *fühlte* und hörte es, und es stimmte. Ich drehte mich um und ging zum Ausgang, und die Musik wurde zu Sprache, wurde zum Rhythmus meiner Schritte, wurde der Herzschlag meiner Mutter, die zu mir sprach, von irgendwo hoch oben, in einem hohen, blauen Raum, die mich beruhigte und sagte: ‚Es ist okay, Paulien‘, so sehr, dass ich kaum noch sah, wohin ich ging und ein bisschen

schwerelos wurde, sogar schwebte, auf breiten, weißen Flügel, losgelöst von allem und jedem.

Bis hierhin mein Sonntagskleid, bis hierhin die Ökologie in meinem Leben.

Zum Abschluss werde ich euch jetzt ‚Albatross‘ vorspielen.

Ich danke euch für eure Aufmerksamkeit, und wenn es danach noch Fragen gibt, werde ich sie mit Vergnügen beantworten.“

3. [11. Oktober 1998]

Liebste Marianne,

es ist halb zwölf, ich bin hundemüde, habe noch keinen Fatz für Physik gemacht, geschweige denn für Grammatik oder Geschichte, das gibt morgen an allen Fronten ein Waterloo – alles, was ich tue, ist, aus dem Fenster zu schauen und Jacotte von meinem Schoß zu scheuchen. Oder sie dort sitzen zu lassen und zwischen den Ohren zu streicheln.

Sie ist die Katze der Nachbarn. Die sind im Urlaub, und wir passen auf sie auf.

Ich wollte, dass ich auch in Griechenland wäre. Oder auf dem Mars.

Auf der anderen Seite des Fensters stehen die Tannen, die da schon gottweißwielang stehen, und trotzdem schaue ich sie mir an, als ob sie gerade eben aus dem Boden geschossen wären, nach dem Antippen irgendeines Zauberers. Ich habe *Automatic for the People* im Discman, aber davon kommt man auch nicht besser drauf. Mein Vater ist zu einer Sitzung des Rotary Clubs, ich bin also ganz allein im dunklen Wald – ich hoffe ständig, Glas brechen zu hören und einem Einbrecher Auge in Auge gegenüberzustehen, aber nein: Nicht einmal das ist mir in diesem dumpfen Loch vergönnt.

Oh, Walvertinge. *Il y a tout ce que vous voulez ...*

Gerade eben (na ja, um sechs Uhr) rief Ziyad an. Im Nullkommanichts bekamen wir Streit, ich erspare Dir den Anlass und noch mehr die Details – den Anlass weiß ich selbst eigentlich nicht mehr, etwas, was ich neulich zu seiner Schwester Azra gesagt habe, über ihren Rock oder so. Und dass er sich auf ihre Seite geschlagen hat. Fand ich.

Normalerweise streiten wir uns nie. Es war das zweite Mal, glaube ich, und wir sind doch jetzt schon sieben Monate „fest“ zusammen.

Vielleicht ist es auch meine Präsentation, die noch nachwirkt: Nicht so sehr das spärliche „Ausreichend“ von Sappho oder der nachträgliche „Trost“ von Fabienne und den Ziegen aus ihrem Hofstaat als vielmehr, dass sie mich ausgelaugt hat – die Präsentation, meine ich. Ich habe mich ungefähr die halbe Nacht damit herumgeplagt und danach bis zum Morgen dagelegen und von kämpfenden Bären und sich paarenden Füchsen geträumt.

Aber ich bereue nichts. Außer – und deswegen schreibe ich Dir –, dass ich mich nicht bei Dir bedankt habe. Vor versammeltem Publikum. Das hätte ich tun müssen. Du weißt nicht einmal halb, wie oft ich im vergangenen Jahr an Dich gedacht habe, wie Du mir über das größte Elend hinweggeholfen hast, sicher in den ersten Tagen, als Ziyad noch in Marokko war und mein Vater, na ja, mein Vater. Und meine Schwester, na ja, meine Schwester. Was hat man von zwei Tröpfchen, von denen der eine Prozac frisst, als wäre es Schokolade, und der andere elf Jahre älter ist als man selbst, „Hedda“ heißt (um alles in der Welt) und in den Ardennen lebt, wo sie sonntags mit Kindern an ihrem Schürzenzipfel und der Bibel in der Hand von Tür zu Tür zieht? Die sich weigert, zu einer gottlosen Bestattung zu kommen, bei der Kannibalen in einem teuflischen Krematorium die Leiche ihrer Mutter verbrennen?

Aber Du warst immer da, Marianne, nie verärgert, immer verständnisvoll. Dafür hätte ich Dir danken müssen.

„Don't let yourself go, everybody cries and everybody hurts sometimes.“

So klang es gerade aus meinen Ohrhörern. Es hätte Deine Stimme sein können. Merci, thanks, bedankt – tausend Mal. Ich hoffe, dass Du meine Freundin bleibst, bis in alle Ewigkeit. Vielleicht reisen wir später, wenn wir vierzig geworden sind, auch zusammen auf irgendeinen Kontinent, um dort verrückte, abenteuerliche Dinge zu unternehmen. Wenn Du dann ausrutscht, werde ich nicht loslassen, niemals – das verspreche ich dir.

Ich knuddel Dich, Paulien
